

Fluchloch / Marienthal

Eine Kurzgeschichte aus dem Ahrtal

Erika Kroell

In Marienthal/Ahr steht die gleichnamige Klosterruine. Im 12. Jahrhundert befand sich dort ein Augustinerinnen-Kloster, das 1802 säkularisiert wurde. Es fiel zu einer Ruine, die Ende des 19. Jahrhunderts saniert wurde. Seither hat das Anwesen mehrfach die Besitzer gewechselt. 1925 wurde es preußische Staatsdomäne und Versuchsbetrieb. Ab 1952 Weinbaudomäne des Landes Rheinland-Pfalz. Seit 2004 wird der Betrieb nach seinem Verkauf als „Weingut Kloster Marienthal“ von vier neuen Besitzern betrieben. Eine der Sagen, die sich um die Klosterruine ranken, ist die Geschichte der „fussisch Nonn“, der rothaarigen Nonne, die angeblich unehrenhaft des Klosters verwiesen wurde und daraufhin von einer Bergflanke herab das Kloster verfluchte. Der Weinberg an dieser Stelle wird Fluchloch genannt. Dort wächst nur minderwertiger Wein, und es wird berichtet, dass in diesem Bereich außergewöhnlich viele Tauben beobachtet werden, die ansonsten in Weinbergen eher selten anzutreffen sind. (Vorbemerkung)

Ich weiß nicht, was die Geschichte zu bedeuten hat, die ich Ihnen jetzt erzähle, und ob sie überhaupt etwas zu bedeuten hat. Von unge-

wöhnlichen Ereignissen glaubt man ja immer, sie müssten eine tiefere Bedeutung haben. Aber wieso eigentlich? Tatsächlich haben die mannigfaltigen gewöhnlichen Ereignisse meist tiefgreifendere Folgen als die seltenen ungewöhnlichen.

Wie auch immer. Wenn Sie keinen tieferen Sinn in meiner Geschichte finden, so möge sie immerhin zu Ihrer Unterhaltung beitragen.

Es ist noch nicht lange her, da führten mich meine Geschäfte wieder einmal ins Ahrtal. Der Blick auf die dunkelbewaldeten Hügel und die helleren, frischgrünen Weinberge ließ Erinnerungen an meine Kindheit wach werden, die ich zum großen Teil eben hier verbracht hatte. Mein Geschäftstermin lag noch einige Stunden entfernt, und so ließ ich mir Zeit, meinen früheren Schulweg nachzufahren und in der Vergangenheit zu schwelgen. In Marienthal, einem kleinen Ort zwischen Walporzheim und Dernau, bog ich in die einzige Straße, die Klosterstraße, ab und fuhr den Berg hinauf. Auf halber Höhe stößt man hier auf die trutzigen Mauern des Klosters Marienthal, das früher einmal einen Augustinerinnen-Orden beherbergte, seit vielen Jahren

Die Klosterruine Marienthal mit dem Äbtissinnenhaus auf einem Stich um 1840



aber der Sitz der Weinbaudomäne ist. Hier hatte ich viele Jahre meiner Kindheit verlebt, die Jahre, die sich tief im Gedächtnis eingraben, die man nie vergisst und an die man sich am liebsten erinnert.

Gegenüber dem Hauptgebäude parkte ich meinen Wagen auf dem Seitenstreifen und stieg die Stufen zum doppelflügeligen Eingang empor. Die Kühle der schön gefliesten Eingangshalle umfing mich wohlthuend nach der Hitze draußen, und ich blieb einfach mitten in der Halle stehen und atmete ein paar Mal tief durch. Durch den offenen Hinterausgang fiel mein Blick in den Klostergarten, ein fast quadratisches Areal mit einer leuchtenden Rosenrabatte. Dorthin wollte ich gehen, die Plätze aufsuchen, an denen ich vor vielen Jahren gespielt und geträumt hatte, die alten Mauern anfassen und die Stelle suchen, an der ich meine Initialen eingeritzt hatte.

Rechts hinter mir öffnete sich eine Tür. Eine junge Frau streckte ihren blonden Kopf heraus und fragte, ob sie mir helfen könne. „Ich habe früher einmal hier gelebt“, antwortete ich, „und ich würde mir gern mal wieder den Garten und die Kapelle ansehen. Darf ich?“

Sie nickte lächelnd, schloss die Tür wieder und ließ mich allein.

Durch die offene Hintertür trat ich ins Freie. Die Hitze umfing mich wie ein flauschiger Mantel. Rote, weiße und rosafarbene Rosen standen in voller Blüte, Bienen summten darin, und das Gezwitscher der Vögel in den Büschen ringsherum klang in der Mittagshitze wie durch einen Wattleaustausch gesungen.

Der Klostergarten wird an zwei Seiten eingefasst von den dunklen Mauern des Haupthauses. Mir gegenüber ragten die Weinberge hoch hinauf, am Fuß begrenzt durch grüne und blühende Sträucher. Dort hinten, das wusste ich noch, blühte irgendwo ein großer Goldlackbusch.

Die linke Seite des Gartens trennte ein Weg von einem Bogengang, der zwischen Garten und Klosterkapelle entlang führte. Langsam folgte ich den Schieferplatten bis zu einer Toröffnung, durchschritt den Bogengang und trat über einige brüchige Stufen in die ehemalige Klosterkapelle hinab. Der Boden, früher einmal wahrscheinlich mit Steinplatten belegt, war nun

grasbewachsen. Unkraut hatte sich büschelweise die Plätze zurückerobert, an denen vor hundert Jahren Nonnen gekniet und gebetet hatten. Die hohen Mauern waren nackt bis auf regelmäßig angeordnete Fackelhalter, die in etwa 2 Metern Höhe die Wände rundherum säumten und schon lange kein Licht mehr getragen hatten, und unzählige eingeritzte Signaturen von Besuchern, die spitzbogigen Fensterhöhlen leer. Ein Dach hatte die Kapelle schon lange nicht mehr. Wind und Wetter hatten freie Hand, die Reste menschlicher Besiedlung nach Gutdünken umzugestalten.

Ich wanderte die Mauern entlang und las, wer wann hier gewesen und wer in wen verliebt war. Ich selbst hatte mich als Kind an der Stirnseite verewigt, mit einem spitzen Stein die Anfangsbuchstaben meines Namens in die kalkige Wand gekratzt, krakelig und unbeholfen, aber dauerhaft, wie ich feststellte, denn ich fand mein Monogramm auf Anhieb wieder.

Die Luft in der Kapelle schien zu stehen. Ich fühlte mich plötzlich müde und zerschlagen und hielt Ausschau nach einem Plätzchen, an dem ich mich ausruhen konnte. Mein Blick fiel auf eine aus dem Felsen gemeißelte Bank, die früher mein Lieblingsplatz gewesen war. Mein Körper fühlte sich entsetzlich schwer an, und ich schleppte mich mehr zu der Bank als dass ich ging. Die steinerne Sitzfläche war kühl. Ich lehnte mich gegen die efeuüberwucherte Rückenlehne und schloss die Augen. Eine tiefe Ruhe kam über mich, ich legte die Hände über meinen Bauch und döste ein.

Ein kalter Schauer, der meinen Körper schüttelte, weckte mich abrupt wieder auf. Benommen schüttelte ich den Kopf. Ich fror. Eben noch, so schien es mir zumindest, war mir die Hitze fast unerträglich gewesen, und jetzt sträubten sich die Haare an meinen Armen in der feuchten Kühle. Es war stockdunkel. Fest schloss ich die Augen und öffnete sie wieder. Aber ich sah nichts als tiefe Schwärze. Hatte ich tatsächlich so viele Stunden geschlafen? Es war Mittag gewesen, als ich die Kapelle betreten hatte.

Vorsichtig richtete ich mich auf und tastete die Bank ab, um mich zu orientieren. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und das kühle Mondlicht, das durch die bunt-

verglasten Fenster der Kapelle drang, half mir dabei. Zaghafte tastete ich mich vorwärts in Richtung Ausgang, als ich ein leises Singen hörte. Erst ganz zart und wie von fern, dann deutlicher und immer lauter, bis es schließlich die ganze Kapelle zu füllen schien und von den Wänden widerhallte. Frauenstimmen waren es, die einen Choral sangen, glockenrein und hell. Die Musik drang in meinen Kopf ein und schien meinen Verstand zu betäuben. Ich verharrte und stützte mich an der Wand ab.

Auch das Licht veränderte sich. Der kaltblaue Mondschein wurde wärmer, gelbe und rote Töne mischten sich hinein, und plötzlich war die Kapelle von brennenden Fackeln erleuchtet, die ringsherum in den Haltern brannten. Ihr Licht fiel auf mehrere Reihen dunkler Bänke, in denen Nonnen in schwarzer Tracht knieten und sangen. Meine Knie begannen zu zittern. Die mir am nächsten sitzenden Schwestern waren kaum einen Meter von mir entfernt. Die Nonnen, es mochten etwa 30 sein, sangen mit Inbrunst, die Hände gefaltet und das Gesicht mit geschlossenen Augen zur Decke empor gerichtet. Ich fürchtete, jeden Moment hinzufallen und wollte zur Bank zurück, doch ich konnte mich nicht rühren. Wie festgefroren klebte ich an der Wand, mit zitternden Beinen und vor Angst unfähig, auch nur den kleinen Finger zu bewegen. Der Gesang endete in einer langgezogenen Klage. Dann war es still. Endlich trat eine Nonne aus der ersten Reihe heraus nach vorn und wandte sich der Versammlung zu. Ich hielt den Atem an, aus Furcht, dass sie mich jetzt jeden Moment entdecken müsse. Aber sie sah mich nicht.

„Schwestern“, begann sie mit einer Stimme, die ihre Autorität verriet, „wir haben uns hier versammelt, um zu richten.“

Ihre stahlgrauen Augen fixierten der Reihe nach die Schwestern, die reglos in den Bänken knieten, die Hände immer noch wie zum Gebet gefaltet. Vor Angst zitternd beobachtete ich die Äbtissin, denn das musste sie meiner Ansicht nach sein.

„Eine von uns hat sich gegen Gott und gegen den Orden versündigt.“

Auch jetzt sah sie nicht mich an, und ich beruhigte mich ein wenig. Offenbar ging es hier nicht, wie ich zuerst befürchtet hatte, um mich. Jetzt hob

sie ihre linke Hand und wies zu einer Tür im hinteren Bereich der Kapelle, die mir bisher noch nicht aufgefallen war. Ihr Gesicht erschien mir vage bekannt, aber ich konnte es keiner Erinnerung zuordnen. Vor allem die harten grauen Augen, dieser beherrschte und beherrschende Blick ließen eine Saite tief in meinem Gedächtnis klingen. Die Tür öffnete sich jetzt, und eine weitere Nonne stolperte in die Kapelle. Offenbar war sie von einer Mitschwester, die ihr folgte, hineingestoßen worden. Mit unsanften Schubsen schob sie die Sünderin nach vorn, und ihr Gesicht war eine Mischung aus Hass und Triumph.

Die zuerst eingetretene Nonne blieb mit gesenktem Haupt vor der Oberin stehen, die hoch über ihr aufzuragen schien, obwohl sie nur wenig größer war.

„Elisabeth, was hast du getan?“

Die Stimme der Äbtissin hallte durch den Raum wie ein schwerer Glockenschlag. Elisabeth rührte sich nicht.

„Du hast dich versündigt, dich der Fleischeslust hingegeben und bist nicht mehr würdig, Dienerin Gottes zu sein.“

Jetzt erst bemerkte ich, dass sich das schwarze Kleid Elisabeths über einen mächtigen Bauch spannte. Unwillkürlich wollte ich die Hände auf meinen Bauch legen, aber immer noch konnte ich mich nicht rühren. Die Atmosphäre in der Kapelle war gespannt. Das Licht der Fackeln beleuchtete die Gesichter der Schwestern und zeigte Neugier und Hass, hier und da aber auch Mitleid.

„Ab heute sollst du nicht mehr zu unserer Gemeinschaft gehören. Du bist ausgestoßen aus der Gesellschaft Gottes. Verlasse dieses Haus und kehre niemals wieder zurück.“

Mit raschem Griff fasste die Äbtissin an Elisabeths Kopf und riss ihr den Schleier ab. Eine Flut leuchtend roten Haares quoll hervor und floss über den Rücken der jungen Nonne bis hinab auf ihre Taille. Jetzt erst sah ich, dass sie wirklich schön war. Ihre Haut war weiß und mit Sommersprossen übersät, ihre Lippen fein geschwungen, und ihre grünen Augen sahen jetzt nicht mehr zu Boden, sondern starrten die Äbtissin mit unverhohlenem Hass an.

„Das wirst du bereuen“, sagte sie leise. Dann wandte sie sich der Schwesternschaft in den Bänken zu. „Das werdet ihr alle bereuen.“

Die Äbtissin holte aus und schlug ihr heftig ins Gesicht. Elisabeth wankte, konnte sich aber auf den Beinen halten.

„Hinaus, Hure“, brüllte die Oberin und wies in die Richtung, in der ich stand.

„Niemals wieder soll dein unwürdiger Fuß diesen Boden betreten. Hinaus!“

Elisabeth sah noch einmal ihre Mitschwester an, dann straffte sie ihren Körper und kam mit langsamen, fast feierlichen Schritten auf mich zu. Ich hielt den Atem an, aber ihr Blick traf mich nicht, als sie ganz dicht an mir vorüberschritt und durch eine Tür im hinteren Bereich die Kapelle verließ.

Kaum war die Tür krachend hinter ihr ins Schloss gefallen, begannen die Nonnen wieder zu singen. Ihre himmlischen Stimmen erfüllten den Raum, als sei dort nie etwas geschehen, was ihre Ruhe und ihren göttlichen Frieden stören könnte.

Plötzlich aber verlöschten die Fackeln, es wurde finster, und der Gesang brach abrupt ab. Hoch über uns in den Weinbergen leuchtete ein kaltes blaues Licht auf, in dem eine dunkle Gestalt zu erkennen war. Die Luft wurde eiskalt, und es war mit einem Mal totenstill. Da hob die Gestalt beide Arme in die Höhe, und von den Fingerspitzen schienen blaue Flammen hinab zu schießen. Eine Stimme wie ein Gewitter erfüllte die Kapelle:

„Verflucht sollt ihr sein, ihr und alle eure Nachkommen bis in alle Ewigkeit!“

Jemand rüttelte mich sanft an der Schulter, und ich erwachte. Die Sonne schien mir direkt ins Gesicht. Schnell schloss ich die Augen wieder und richtete mich mühsam auf.

„Geht es Ihnen gut?“ Die junge blonde Frau, die mich eingelassen hatte, blickte besorgt auf mich hinab. Benommen nickte ich.

„Ja, es geht mir gut. Ich muss wohl eingeschlafen sein.“

Nach wie vor saß ich auf der Steinbank. Es war unerträglich heiß, und um die Blüten des Unkrauts in der Kapelle flatterten Schmetterlinge.

„Wie spät ist es?“

Die junge Frau sah auf die Uhr. „Kurz nach Mittag. Es ist aber auch zu heiß heute. Kommen Sie doch einen Moment herein und trinken Sie ein Glas Wasser.“

Ich nickte dankbar, und sie nahm meinen Arm und führte mich in die kühle Eingangshalle zurück.

„Dort ist der Waschraum, wenn Sie sich frisch machen wollen.“

Der helle Fliesenboden des Waschrums, die weißen Becken und kaltes Wasser brachte mich wieder in die Realität zurück. Was für ein scheußlicher Traum. Ich glaubte, noch die Stimme Elisabeths zu hören, deren Fluch alle Schwestern und ihre Nachkommen getroffen hatte. Mit beiden Händen warf ich mir kaltes Wasser ins Gesicht. Wieso überhaupt Nachkommen?, dachte ich. Nonnen haben doch im allgemeinen keine Nachkommen. Obwohl: Elisabeth selbst war ja der beste Gegenbeweis.

Ich trocknete mich mit einem Papierhandtuch ab, stützte mich auf den Beckenrand und betrachtete mein Spiegelbild. Schrecklich sah ich aus. Abgekämpft und müde wie nach einem Marathon. Plötzlich erschrak ich. Diese Augen! Jetzt wusste ich, wo ich diesen harten, grauen Blick schon gesehen hatte. Und immer wieder sah. Jeden Tag, in meinem eigenen Spiegelbild.

Ich richtete mich auf. Ihr und alle eure Nachkommen. Und alle eure Nachkommen.

Vorsichtig legte ich die Hände auf meinen Bauch. Wann hatte sich mein Baby das letzte Mal bewegt? Ich wusste es nicht.

Jetzt wirst du albern, schimpfte ich mit mir selbst und hielt noch einmal mein Gesicht unter das kalte Wasser. Ich hatte in glühender Mittagshitze einen Alptraum, das war alles. Ich vermied es, beim Hinausgehen einen weiteren Blick in den Spiegel zu werfen und nahm dankbar das Glas Wasser entgegen, das die junge Frau mir in ihrem Büro reichte.

„Ganz herzlichen Dank“, sagte ich und reichte ihr zum Abschied die Hand. Fast war ich schon an der Tür, als sie mich rief.

„Warten Sie mal.“

Mit spitzen Fingern griff sie mir an die Schulter, nahm etwas ab und hielt es mir hin.

„Wie kommen Sie denn da dran?“ fragte sie lächelnd.

Zwei lange leuchtendrote Haare kringelten sich um ihre Finger. Ich nahm sie, trat hinaus in die sengende Hitze und ließ sie im leichten Wind davonfliegen.